

AUTOREN

„Ich bin kein Realist“

Der Schriftsteller Alban Nikolai Herbst, 52, zur gerichtlichen Freigabe seines Romans „Meere“, der 2003 aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes verboten worden war

SPIEGEL: Herr Herbst, hat das Verbot Ihres Romans „Meere“ Ihrer Bekanntheit geholfen?

Herbst: Ich wurde in Zusammenhang mit einem Skandal bekannter. So etwas schadet der Dichtung. Und mein Roman ist Dichtung.

SPIEGEL: Er wurde 2003 vom Marebuch-Verlag aufgelegt. Doch eine Person, die sich darin wiedererkannte, erwirkte eine einstweilige Verfügung, weil sie ihre Persönlichkeitsrechte verletzt sah. Haben Sie mit diesem Konflikt gerechnet?

Herbst: Nein. Ich war entsetzt. Und habe schnell den Vorschlag einer neuen Fassung unterbreitet, die den Konflikt bereinigt hätte. Doch wollte mein Verleger keinen Vergleich, weil er die gerichtliche Klärung solch literarpolitisch heiklen Fälle für prinzipiell dringend hält.

SPIEGEL: Warum zog sich die Sache mehr als drei Jahre hin?

Herbst: Weil es zwei Verfahrensstränge waren, einer gegen den Verlag, einer gegen mich. Ich habe mich jetzt in meinem Rechtsfall entschieden, und der Roman ist in der jetzigen Form nun erlaubt.

SPIEGEL: Haben Sie das Personal des Romans aus persönlicher Einsicht oder praktischer Klugheit verändert?



JÜRGEN BAUER / ULLSTEIN BILDREIHE

Herbst

Herbst: Aus freier Entscheidung. Persönlichkeitsrechtsverletzungen lagen und liegen mir restlos fern. Künstlerisch sind die leichten Veränderungen ohnedies bedeutungslos und waren leicht zu integrieren. Da die Zeitung „Volltext“ den Roman im April komplett abdrucken wird, können Sie sich gern davon überzeugen.

SPIEGEL: Sehen Sie Verbindungen zwischen Ihrem Fall und dem Verbot von Maxim Billers „Esra“, das inzwischen vor dem Bundesverfassungsgericht gelandet ist?

Herbst: Insofern es um Persönlichkeitsrechtsverletzungen geht, sicher. Aber ich bin, anders als Biller, kein Neorealist. Etwa wird in „Meere“ ein Kind mit einem Delphin gezeugt – ein deutliches Signal, dachte ich, für meine Poetik, die dem phantastischen Realismus verwandt ist und nicht etwa dokumentieren will. Aber ästhetische Unterschiede haben die Gerichte nicht interessiert.

DEBATTE

Der ewige Tabubruch

Wenn in Deutschland mal nicht über den Klimawandel gesprochen und der Weltuntergang vorhergesagt wird, dann werden in deutschen Wohnküchen und Redaktionsstuben Tabus gebrochen. Ganz an der Spitze der Tabuliste steht Israel. Jeder, der die israelische Politik zu kritisieren wagt, ist sich sicher, er bricht ein Tabu. Das Tabu Nummer zwei: „Die Leiden der Deutschen im Zweiten Weltkrieg“ – ein Thema, das sich die Deutschen angeblich selbst verboten hätten, aus Scham über die Verbrechen der Nazis und um die Leiden der Juden nicht zu relativieren. Wirklich? Oder wird nur eine Legende jedes Mal neu entjungert?

Im Jahr 1959 lief in der ARD die sechsteilige Serie „So weit die Füße tragen“, die Geschichte eines deutschen Kriegsgefangenen, der aus einem sibirischen Lager flieht. Seitdem sind Hunderte Dokumentationen gezeigt worden, die sich mit dem Leben und dem Leiden der Deutschen vor, während und nach dem Krieg beschäftigen. Die Vermarktungsstrategie will es aber, dass man ein nicht vorhandenes Tabu umstoßen muss, um sich als mutiger Gegen-den-Strom-der-Zeit-Schwimmer präsentieren zu können. Günter Grass hat es mit seiner Novelle „Im Krebsgang“ über den Untergang der „Wilhelm Gustloff“ getan und dabei schamlos insinuiert, er habe die Geschichte „entdeckt“. Jörg Friedrich („Der Brand“) tat (und tut noch immer so), als habe sich vor ihm kaum jemand mit den zivilen Opfern der Bombardements deutscher Städte beschäftigt. Neu an seiner Arbeit war nur die nekrophile Lust, mit der er sich den Toten näherte. Und im Falle der „Flucht“ findet ein Tabubruch schon dadurch statt, dass ein oft beschriebenes Kapitel der jüngsten Geschichte – auch in einer SPIEGEL-Serie von 2002 – mit großem Aufwand zu einem Abenteuerfilm verarbeitet wird. Sogar die hannoversche Landesbischofin Margot Käßmann sagt, der Film helfe, „die Vergangenheit zu verstehen“, denn über das Leid der Deutschen wurde bislang „meist geschwiegen“. Niemand will es den Deutschen verbieten, um ihre Toten zu trauern. Die Deutschen hätten auch gute Gründe, sich als erste Opfer der Nazis zu verstehen. Dann aber müssten sie darauf bestehen, den 8. Mai als Tag der Befreiung zu feiern. Das wäre ein echtes Tabu, das es verdient hätte, gebrochen zu werden.

HENRY M. BRODER

Kino in Kürze

„Schnitzelparadies“ beschreibt die Küche eines holländischen Hotels als einen dampfenden Ort der Kulturen. Während ein serbischer Schlachter und marokkanische Kistenschlepper um eine gemeinsame Sprache ringen, arbeitet sich der bewunderswert gutgelaunte junge Muslim Nordip (Mounir Valentyn) vom Tellerwäscher zum Fleischwender hoch und verliebt sich dabei in die hübsche, blonde Nichte der Hoteldirektorin. Ohne je in trüben Spülsteinrealismus zu verfallen, dafür mit eigensinnigem Humor, erzählt Regisseur Martin Koolhoven vom harten Leben der Emigranten in der Mitte Europas.



Szene aus „Schnitzelparadies“

VICTOR ARNOLDS